



BALANCEAKT ZWISCHEN DEN ZEITEN

ANMERKUNGEN ZUR GENERATION DER
»FÜNFUNDVIERZIGER«

≡ Marcus M. Payk

Die Fünfundvierziger sind zurück. Ein gutes Jahrzehnt, nachdem sich diese Generation aus dem öffentlichen Leben und den politischen Tageskonflikten zurückgezogen hatte, ist sie als zentrale Akteurin in der Geschichtsschreibung zur Bundesrepublik wieder aufgetaucht. Es handele sich um »vermutlich die prägendste und einflussreichste Alterskohorte des 20. Jahrhunderts«¹, so heißt

1 Ulrich Herbert, Liberalisierung als Lernprozeß. Die Bundesrepublik in der deutschen Geschichte, in: ders. (Hg.), Wandlungsprozesse in Westdeutschland. Belastung, Integration, Liberalisierung 1945–1980, Göttingen 2002, S. 7–49, hier S. 44. Daneben vgl. A. Dirk Moses, German Intellectuals and the Nazi Past, Cambridge 2007, S. 55 ff.

es beispielsweise, welche insbesondere die »für den Verwestlichungs- und Liberalisierungsprozess der Bundesrepublik wohl wichtigste Altergruppe«² darstelle. Als Kern der Fünfundvierziger werden jene dominanten »intellektuellen Wortführer«³ identifiziert, denen es als »strategische Clique«⁴ gelungen sei, in der Bundesrepublik eine zuvor und danach nicht mehr erreichte publizistische und wissenschaftliche Deutungsmacht zu erlangen.

Natürlich folgen die meisten Untersuchungen einer differenzierteren Argumentation, und auch die Kritik an einer allzu banalen Verwendung dieser Generationsformel fällt meist deutlich aus. Die vorliegende Abhandlung stellt es sich gleichwohl zur Aufgabe, die in der Geschichtsschreibung inzwischen gängige Verwendung des Fünfundvierziger-Begriffs nochmals mit dessen Entstehung als publizistischem Selbstbildnis zu konfrontieren, um von hier aus einige Überlegungen zu den historischen Rahmenbedingungen sowie zu den Blindstellen dieses Konstrukts zu entwickeln.

In der jüngeren Forschungsliteratur werden mit dem Schlagwort der »Fünfundvierziger« gemeinhin jene Jahrgänge zu einer Generation zusammengefasst, die einerseits noch im Nationalsozialismus sozialisiert wurden, andererseits aber jung genug waren, um unbelastet in die junge westdeutsche Republik hineinzuwachsen. Als Kern gelten die Geburtenjahrgänge von ungefähr 1926 bis 1932, wengleich noch eine ganze Reihe anderer, von 1921 bis 1941 reichende Jahrgangsgrenzen kursieren. Allerdings verfehlt eine pedantische Unterscheidung einzelner Geburtsjahre, hinter der sich zuweilen auch ein Beharren auf generationeller Exklusivität verbirgt,⁵ die Einsicht, dass sich Generationen nicht aus dem Abzählen von Jahrgängen ergeben. Sie vermitteln vielmehr ein diskursives Identitätsangebot, für dessen Wahrnehmung die ungefähre Altersentsprechung zwar eine notwendige, aber keine hinreichende Voraussetzung darstellt. Daher wird meist argumentiert, dass das verbindende Merkmal der Fünfundvierziger in dem gemeinsamen – und namensgebenden – Bezug auf die Kriegsniederlage 1945 besteht. Aus der Desillusionierung über den Zusammenbruch des Nationalsozialismus, aber auch aus dem Gefühl der eigenen Verantwortungsfreiheit hätte sich eine betont unideologische und pragmatische Prägung ergeben, stellenweise aber auch schon ein demokratischer Handlungsauftrag. Beides habe die intellektuelle Signatur der Bundesrepublik wesentlich mitbestimmt.⁶

Demgegenüber lässt sich einwenden, dass sich allein aus der Erfahrung des Kriegsendes und angesichts der weiten Streuung der realen Erlebnisse und ihrer individuellen Verarbeitung kaum schematisierte Kategorien ableiten lassen, allzumal zahllose weitere Faktoren – Geschlecht und sozialer Status, familiäre Prägung, Bildungsstand, religiöse Einstellung usw. – in Rechnung

2 Eckart Conze, Die Suche nach Sicherheit. Eine Geschichte der Bundesrepublik Deutschland von 1949 bis in die Gegenwart, München 2009, S. 277.

3 Franz-Werner Kersting u. a., Aufbrüche und Umbrüche, in: dies. (Hg.), Die intellektuelle Gründung der Bundesrepublik. Generationswechsel und intellektuelle Wortergreifungen in den späten 1950er und den 1960er Jahren, Stuttgart 2009, S. 7–18, hier S. 13.

4 Hans-Ulrich Wehler, Deutsche Gesellschaftsgeschichte, Bd. 1: Bundesrepublik Deutschland und DDR 1949–1990, München 2008, S. 189.

5 Vgl. Stephan Schlak u. Wilhelm Hennis, Szenen einer Ideengeschichte der Bundesrepublik, München 2008, S. 22–30.

6 Neben der oben genannten Literatur vgl. auch Rolf Schörken, Die Niederlage als Generationenserfahrung. Jugendliche nach dem Zusammenbruch der NS-Herrschaft, Weinheim 2004, S. 19; Christina v. Hodenberg, Konsens und Krise. Eine Geschichte der westdeutschen Medienöffentlichkeit 1945–1973, Göttingen 2006, S. 448 ff.

zu stellen sind.⁷ Wenn also die Rede von den Fünfundvierzigern einen Sinn haben soll, dann nur mit dem Vorbehalt, dass es sich hier um eine »gefühlte« und eine »Erzählgemeinschaft« handelt. Dafür spricht bereits ein flüchtiger Blick auf die Personen, die gängigerweise als Fünfundvierziger bezeichnet werden. Bei allen Differenzen lassen sich durchaus die Konturen einer distinkten Gemeinschaft erkennen, nämlich die Gemeinschaft jener publizistisch-akademischen, meist sozial- und geisteswissenschaftlich orientierten und nahezu ausschließlich männlichen Elite, welche das intellektuelle Leben der Bundesrepublik von den 1960er bis zu den 1990er Jahren maßgeblich geprägt hat. Es dürfte schwer sein, Fünfundvierziger mit einem vergleichbar exklusiven Gruppenbewusstsein abseits dieser Intellektuellenmilieus nachzuweisen, auch wenn ihr generationelles Identifikationsangebot fraglos in weite Bereiche der Gesellschaft ausstrahlen sollte.

Gemeinschaften definieren sich über Bezeichnungen, und somit ist die Geschichte der Fünfundvierziger immer auch eine Begriffsgeschichte. Die Prägung und Popularisierung der Formel von den »45ern« geht zurück auf den Musik- und Literaturkritiker Joachim Kaiser (Jg. 1929), der in seinen Zeitungsartikeln und -kolumnen seit den 1970er Jahren wiederholt von der »45er-Generation« oder sogar den »45er-Demokraten« sprach.⁸ In seiner Altersgruppe fand er damit beträchtliche Resonanz, und binnen Kurzem bündelte sich in diesem Begriff ein generationelles Selbstverständnis, wonach die jugendliche Erfahrung des Kriegsendes 1945 als lebenslange Verpflichtung zu Demokratie, Westbindung und kritischem intellektuellem Engagement auszulegen sei.⁹

Eine solche Verknüpfung von Zäsurerfahrung, antitotalitärer Immunisierung und pro-demokratischer Orientierung konnte zwar auf den Deutungen des Soziologen Helmut Schelsky aufbauen, der diese Altersgruppe schon in den 1950er Jahren als »skeptische Generation« bezeichnet hatte. Doch Schelsky hatte bekanntlich eher die unpolitische Wohlstandsorientierung der von ihm untersuchten Arbeiterjugend im Sinn gehabt, weniger die demokratische, gar westlich-liberale Grundprägung der nachwachsenden intellektuellen Elite. Auch wenn die Fünfundvierziger die Vorstellung einer skeptischen Verhaltenheit später als wichtigen Referenzpunkt aufgriffen, so lässt sich doch für die 1950er und frühen 1960er Jahre eine spezifische Generationenidentität kaum erkennen. Im Gegenteil, durch den Aufschwung des »Wirtschaftswunders« und der kriegsbedingten Schwäche der Vorgängergenerationen, bald auch durch die Expansion der öffentlichen Institutionen (vor allem der Rundfunkanstalten und Universitäten), fand gerade diese Altersgruppe eine überaus günstige Ausgangslage vor, die weder eine konfliktreiche Abgrenzung von

7 Zum Problem der Differenzierung siehe auch Moses, *German Intellectuals*, S. 57.

8 Vgl. Joachim Kaiser, *Wie einst die Gruppe 47*, in: *Die Zeit*, 16.5.1969; sowie ders., *Erlebte Literatur. Vom »Doktor Faustus« zum »Fettfleck«*, München 1988, S. 75 u. 424.

9 So paradigmatisch Joachim Fest, *Vorstellung bei der Akademie [1982]*, in: ders., *Fremdheit und Nähe. Von der Gegenwart des Gewesenen*, Stuttgart 1996, S. 13–18, hier S. 16.

den älteren Jahrgängen noch eine Selbsterfindung als distinkte Generation unmittelbar notwendig machte. Zahlreiche Angehörige der 1920er Jahrgänge konnten rasch in Führungspositionen aufrücken, und dabei spielte die exklusive Verknüpfung von Demokratie und Generationalität zunächst weder in der Selbst- noch in der Fremdwahrnehmung eine erhebliche Rolle.¹⁰

Diese privilegierte Positionierung in der Gesellschaft wurde erst von den Studentenunruhen zum Ende der 1960er Jahre irritiert. Zwar ist es richtig, dass der emphatische Demokratisierungsbegriff der nachwachsenden Generationen auch bei den Fünfundvierzigern auf Sympathie stoßen konnte. Entscheidend ist aber, dass die Studentenbewegung gerade in der Altersgruppe der in den 1920er und frühen 1930er Jahre geborenen Intellektuellen als Angriff nicht nur auf die westdeutsche Institutionenordnung, sondern mehrheitlich auch auf die eigenen reformerischen Ambitionen und Arrangements verstanden wurde. Man mag darüber spekulieren, inwieweit der von vielen Fünfundvierzigern vorgebrachte Vorwurf einer totalitären Ideologisierung der jüngeren Generation eine nachgetragene Verarbeitung des eigenen jugendlichen NS-Idealismus war. Unbestreitbar ist in jedem Fall, dass die Fünfundvierziger ihre Kritik an den protestierenden Studenten immer wieder mit Hinweisen auf den idealistischen Furor des Nationalsozialismus anreicherten und damit, wenigstens implizit, einen biografischen Erfahrungsvorsprung geltend machten. Viel zitiert worden sind die Warnungen von Jürgen Habermas (Jg. 1929) vor einem »linken Faschismus« oder das legendäre Dutschke-Interview von Günter Gaus (Jg. 1929), aber auch die Spekulationen über die Wesensähnlichkeit zwischen den Weimarer Rechtsintellektuellen und den westdeutschen Neuen Linken gehören in diesen Kontext.¹¹

In diesen viel beschriebenen Konflikten ist fraglos ein nachhaltiger Impuls für die Identitätsbegründung der Fünfundvierziger zu sehen.¹² Allerdings erfolgte diese generationelle Selbstfindung auffällig verzögert, zumindest nicht unmittelbar während der Studentenunruhen. Während die (Alt-)Achtundsechziger schon in den 1970er Jahren zu selbstverständlichen Figuren der westdeutschen Erinnerungslandschaft wurden, blieben ihre Gegenspieler zunächst namenlos; offenkundig fehlte es noch an wesentlichen Voraussetzungen, um sich als distinkte Generation zu empfinden und zu erfinden.

Demgegenüber hatte sich in den 1980er Jahren die Situation so weit verändert, dass sich in dem von Joachim Kaiser gegebenen Stichwort der Fünfundvierziger ein klar umrissenes generationelles Selbstbildnis auskristallisieren konnte. Verschiedene Aspekte wirkten dabei zusammen, etwa die einsetzende Erinnerungskonkurrenz mit der Studentenbewegung, auf deren historisches

10 Vgl. Marcus M. Payk, »... die Herren fügen sich nicht; sie sind schwierig.« Gemeinschaftsdenken, Generationenkonflikte und die Dynamisierung des Politischen in der konservativen Presse der 1950er und 1960er Jahre, in: Kersting, Intellektuelle Gründung, S. 43–67.

11 Auch als explizite generationelle Positionierung dazu: Erwin Scheuch u. a., Der Überdruß an der Demokratie. Die alte Rechte und die Neue Linke, Köln 1970.

12 Vgl. Moses, German Intellectuals, S. 69 u. 186 ff.; sowie Riccardo Bavaj, »68er« versus »45er«. Anmerkungen zu einer »Generationsrevolte«, in: Heike Hartung u. a. (Hg.), Graue Theorie. Die Kategorien Alter und Geschlecht im kulturellen Diskurs, Köln 2007, S. 53–76; sowie demnächst die Dissertation von Nikolai Wehrs (Potsdam) über Generationalität im Umfeld des »Bund Freiheit der Wissenschaft«.

Konto die Demokratisierung und Liberalisierung der Bundesrepublik eigentlich gebucht werden sollten, oder auch der sogenannte Historikerstreit des Jahres 1987, in dem die seit den 1960er Jahren schwelende Rivalität zwischen eher (liberal-) konservativen und linksliberalen Fünfundvierzigern offen ausgetragen wurde.¹³

Vor allem aber bedurfte das Konstrukt der Fünfundvierziger-Generation einer zunehmenden Historisierung der bundesdeutschen Vor- und Frühgeschichte. Mit der beginnenden historischen Erforschung der Nachkriegszeit setzte ein Prozess der geschichtlichen Selbstanerkennung ein, der in den 1980er Jahren nicht nur den endgültigen »Abschied vom Provisorium« (Andreas Wirsching) einläutete, sondern auch die bundesdeutsche Demokratie als gefestigten Normalzustand begriff. Standen bislang das Jahr 1933 und das Scheitern der Weimarer Republik im Mittelpunkt des öffentlichen Geschichtsbewusstseins, so verlagerte sich der historische Sinnhorizont nun auf das Jahr 1945. Die bekannten Worte Richard von Weizsäckers aus dem Jahr 1985, wonach die Kriegsniederlage zugleich eine Befreiung war, fasst diesen Bedeutungsumschwung bündig zusammen. Auch die zunehmende Auseinandersetzung mit dem Holocaust machte es unabwendbar, im Kriegsende nicht mehr allein die deutsche Niederlage zu sehen, sondern zugleich das Ende und die Aufdeckung eines unvorstellbaren »Zivilisationsbruchs«. Es war kaum ein Zufall, dass Jürgen Habermas im Rahmen des Historikerstreites nicht nur Auschwitz zur »Signatur eines ganzen Zeitalters« erklärte, sondern auch 1945 als zentrales historiographisches Bezugsjahr der Bundesrepublik definierte.¹⁴

Das Jahr 1945 avancierte mithin zum Nullpunkt der Gegenwart. Es besiegelte das Ende unmenschlicher Schrecken und markierte den Startpunkt der westdeutschen Erfolgsgeschichte. Die bis dahin üblichen Verlust- und Zerstörungsnarrative wichen einer nach hinten verriegelten, nach vorne aber offenen Erzählung, welche die Bundesrepublik als Ergebnis eines erfolgreichen Lernprozesses begriff. Zwar wurde in der historischen Forschung zeitgleich die Idee einer »Stunde Null« entmystifiziert und erkannt, dass das Kriegsende wenigstens in sozialgeschichtlicher Hinsicht keine eindeutige Zäsur darstellte; späterhin rückten auch die Karrierekontinuitäten vom NS-Regime in die Bundesrepublik in den Blick. Gleichwohl bildete das Jahr 1945 nun nicht mehr den katastrophischen Endpunkt der deutschen Geschichte, sondern den Beginn der Gegenwart und insofern die Voraussetzung der demokratischen Erfolgsgeschichte der Bundesrepublik.

In diesem historisierenden Deutungsprozess erhielt die eigene Lebensgeschichte für viele der in den 1920er und frühen 1930er Jahren geborenen Intellektuellen, Publizisten und Wissenschaftler eine neue Sinnfälligkeit, die

13 Vgl. Ulrich Herbert, *Der Historikerstreit. Politische, wissenschaftliche, biographische Aspekte*, in: Martin Sabrow u. a. (Hg.), *Zeitgeschichte als Streitgeschichte. Große Kontroversen seit 1945*, München 2003, S. 94–113, hier S. 105 ff. Zur Konkurrenzsituation siehe auch Jens Hacke, *Philosophie der Bürgerlichkeit. Die liberalkonservative Begründung der Bundesrepublik*, Göttingen 2006, S. 27–45.

14 Vgl. Jürgen Habermas, *Geschichtsbewusstsein und posttraditionale Identität. Die Westorientierung der Bundesrepublik* [1987], in: ders., *Die Moderne. Ein unvollendetes Projekt. Philosophisch-politische Aufsätze 1977–1992*, Leipzig 1992, S. 157–179, hier S. 161 f.

sich in der (Selbst-)Bezeichnung als Fünfundvierziger kongenial ausdrückte. Inzwischen meist im fünften, oft auch schon im sechsten Lebensjahrzehnt, mischte sich im Rückblick Stolz über das Erreichte – namentlich über die Stabilität der Bundesrepublik – mit der Apologie eines Bruches von 1945. Aus dem Erlebnis des Kriegsendes wurde nunmehr ein entscheidender Wendepunkt, der eine lebenslange Disposition zur freiheitlichen Demokratie und zum intellektuellen Engagement begründet habe. Vor diesem Hintergrund war es sekundär, ob man das Kriegsende als Frontsoldat, Luftwaffenhelfer oder HJ-Mitglied erlebt hatte. Wichtig war allein, dass das Erlebnis von 1945 als exklusive Prägung gelten konnte, welche den eigenen Werdegang in der Bundesrepublik wie auch die dabei eingenommenen intellektuellen Positionen mit einer besonderen Dignität und einer Legitimation eigener Art versah.

Der Preis für die staatstragende Parallelisierung von eigener Biografie und westdeutscher Erfolgsgeschichte war indes hoch. Nicht nur, dass die Bundesrepublik eine teleologische Qualität erhielt, der gegenüber jegliche Alternative nur als falsche Lehre aus 1945 gelten konnte.¹⁵ Problematischer ist, dass mit der Ineinssetzung von Lebens- und Republikgeschichte gerade die eigene Biografie verschwand. »Wir Fünfundvierziger« lautet der immer wieder zitierte Ausspruch von Joachim Kaiser, und darin drückt sich eine Überordnung der kollektiven über die individuelle Identität aus. Aus einzelnen, ganz disparaten Erlebnissen entstanden generationelle Topoi, die als stilisierte Leitbilder den politisch-ideellen Diskurs der Bundesrepublik wesentlich mitbestimmten – von einem in den letzten Kriegswirren geschulten nüchternen Realitätsdenken und Pragmatismus bis zur ersten Begegnung mit dem amerikanischen *Way of Life*, sei es als Kriegsgefangener, als Austauschstudent oder Jazz-Hörer.

Dass es auch eine Dimension der eigenen Lebensgeschichte geben mochte, die nicht in solchen überindividuellen Generalisierungen aufgehen konnte, trat demgegenüber in den Hintergrund. Die häufig bemühte Selbstvergewisserung, man sei durch die eigene Jugendlichkeit vor aller Verantwortung für das geschützt, was vor 1945 geschah, begünstigte zwar das selbstbewusste Auftreten als eigentliche Gründungsgeneration der Bundesrepublik. Zugleich handelte es sich hier um einen nur rationalen Sicherheitsabstand, der es schwer machte, emotional hinter das Diktatur- und Kriegsende zurückzugehen. Trotz aller ostentativen, entschieden kritischen Vergangenheitsaufarbeitung blieben im Umgang mit der (eigenen) Geschichte zahlreiche Blindstellen bestehen.¹⁶ Gerade die Festlegung auf 1945 als positiv konnotierte Wendemarke machte es schwierig, solche Vorbelastungen und uneindeutigen Erfahrungen zu artikulieren, die sich nicht in das Narrativ eines unbelasteten, pragmatischen Aufbruchs fügten. »Er schwieg, als ob es das alles nicht ge-

15 Dies provoziert die Frage nach einem generationellen Vergleich mit der DDR. Ein entsprechendes Forschungsprojekt bearbeitet Franka Maubach (Göttingen). Vgl. vorerst Thomas Ahbe, *Deutsche Generationen nach 1945*, in: APuZ H.3/2007, S. 38–46.

16 Als pointierte, in den Konflikten um '68 wurzelnde Sicht vgl. Sibylle Hübner-Funk, *Hitlers Garanten der Zukunft. Biographische Brüche, historische Lektionen*, Potsdam 2005.

geben hätte, das Land, seine Familie, die Flucht«, schreibt etwa die Tochter von Joachim Kaiser über ihren Vater und dessen Kindheit in Ostpreußen, wohingegen dieser den Mai 1945 einzig als »Moment phantastischer, glückseliger Befreiung« gelten lassen wollte.¹⁷

Erst seit den späten 1990er Jahren begannen sich diese Schemata teilweise zu verflüssigen. Ein Beispiel ist Martin Walser (Jg. 1927), der 1998 mit seinem Roman »Ein springender Brunnen« die eigene Kindheit im Nationalsozialismus bewusst unbefangen darstellen wollte, durch diesen mehr emotionalen als rationalen Rückgriff hinter die Epochenschwelle von 1945 aber auch einen veritablen Skandal auslöste. Noch schwerer war es freilich, mit einer einmaligen jugendlichen Begeisterung für den Nationalsozialismus umzugehen, wie es an der quälenden Debatte um Günter Grass (Jg. 1927) und seine spät eingestandene Mitgliedschaft in der Waffen-SS erkennbar wurde.

Die generationelle Selbsterfindung als Fünfundvierziger stieß und stößt in diesen Debatten an ihre Grenzen. Denkt man zudem an die Diskussion über die unbekanntenen, unbewussten oder verdrängten NSDAP-Mitgliedschaften von zahlreichen Angehörigen dieser Jahrgänge – darunter Martin Broszat oder Walter Jens, Dieter Wellershoff oder Martin Walser –, so wird deutlich, dass die öffentliche Auseinandersetzung über den Nationalsozialismus inzwischen kaum mehr mit Blick auf die Festigung der westdeutschen Demokratie geführt wird. In dem Maße, wie die »alte« Bundesrepublik und ihre intellektuellen Milieus in die Vergangenheit entrücken, verschieben sich die historischen Horizonte. Dass das Interesse an den politischen Wandlungsprozessen der deutschen Gesellschaft zunehmend von einer moralisch aufgeladenen Konzentration auf die Nach- und Verarbeitungsgeschichte des Nationalsozialismus überlagert wird, mag mit guten Gründen skeptisch beurteilt werden.¹⁸ Entscheidend ist gleichwohl, dass das Jahr 1945 seine spezifische Demarkationskraft schleichend verliert. Und vor diesem Hintergrund ist es nicht unwahrscheinlich, dass aus der scheinbar gesicherten Stellung der Fünfundvierziger als Protagonisten der bundesdeutschen Erfolgsgeschichte noch ein ebenso unerwarteter wie heikler Balanceakt zwischen den Epochen und Zeiten wird.

17 Henriette Kaiser u. Joachim Kaiser, *Ich bin der letzte der Mohikaner*, Berlin 2008, S. 38 u. 68.

18 Vgl. Aleida Assmann, *Geschichte im Gedächtnis. Von der individuellen Erfahrung zur öffentlichen Inszenierung*, München 2007, S. 39.



Dr. Marcus M. Payk, geb. 1973, ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Geschichtswissenschaften der Humboldt-Universität zu Berlin und Dilthey-Fellow der Volkswagen-Stiftung. Forschungsschwerpunkte u. a. in der Intellektuellengeschichte der Bundesrepublik Deutschland.